Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 16. April:

I. (Peter Altenberg gewidmet) Warnung vor der Unsterblichkeit (Manuskript des in der vorliegenden Nummer veröffentlichten Aufsatzes gekürzt und mit anschließender Notiz über Altenberg aus Nr. 372/73) / Skizzen von Peter Altenberg: Semmering; Vorvorfrühling; Plauderei; Gleich beim Hotel; Mama; Hotelstubenmädchen; Bobby; Landpartie; Gespräch; Luftveränderung; Noch nicht einmal Splitter von Gedanken (Aus dem Französischen; Als ich dem jungen Offizier; Nur Juden; Mein Gehirn; Ist denn); Sanatorium für Nervenkranke; Frage / Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung / II. Pfleget den Fremdenverkehr! Der Wirrwarr; Fiebertraum im Sommerschlaf; Wiener Faschingsleben 1913 / Kinder der Zeit / III. Die europäische Kultur hält ihren Einzug / Die Schuldigkeit / Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — (Auf dem Programm war mitgeteilt, daß Zugaben nicht erfolgen würden.)

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 16. April:

I. (Peter Altenberg gewidmet) Warnung vor der Unsterblichkeit (Manuskript des in dieser Nummer veröffentlichten Aufsatzes, gekürzt und mit anschließendem Vorwort über Altenberg aus Nr. 372/73) / Skizzen von Peter Altenberg: Semmering; Vorvorfrühling; Plauderei; Gleich beim Hotel; Mama; Hotelstubenmädchen; Bobby; Landpartie; Gespräch; Luftveränderung; Noch nicht einmal Splitter von Gedanken (Aus dem Französischen; Als ich dem jungen Offizier; Nur Juden; Mein Gehirn; Ist denn); Sanatorium für Nervenkranke; Frage / Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung. II. Pfleget den Fremdenverkehr; Der Wirrwarr; Fiebertraum im Sommerschlaf; Wiener Faschingsleben 1913 / Kinder der Zeit. III. Die europäische Kultur hält ihren Einzug / Die Schuldigkeit / Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — (Auf dem Programm war mitgeteilt, daß Zugaben nicht erfolgen würden.)

1914

1.

Notizen

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 16. April:

I. (Peter Altenberg gewidmet) Warnung vor der Unsterblichkeit (Manuskript des in dieser Nummer veröffentlichten Aufsatzes, gekürzt und mit anschließendem Vorwort über Altenberg aus Nr. 372/73) / Skizzen von Peter Altenberg: Semmering; Vorvorfrühling; Plauderei; Gleich beim Hotel; Mama; Hotelstubenmädchen; Bobby; Landpartie; Gespräch; Luftveränderung; Noch nicht einmal Splitter von Gedanken (Aus dem Französischen; Als ich dem jungen Offizier; Nur Juden; Mein Gehirn; Ist denn); Sanatorium für Nervenkranke; Frage / Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung. II. Pfleget den Fremdenverkehr; Der Wirrwarr; Fiebertraum im Sommerschlaf; Wiener Faschingsleben 1913 / Die Kinder der Zeit. III. Die europäische Kultur hält ihren Einzug / Die Schuldigkeit / Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — (Auf dem Programm war mitgeteilt, daß Zugaben nicht erfolgen würden.)

Fait accompli

.... Montenegro macht die letzte, verzweifelte Anstrengung, Skutari zu erobern, und will Europa vor ein Fait accompli stellen. Die Kriegsschiffe der Mächte vor Antivari sollen die Einnahme von Skutari erst erfahren, wenn die Montenegriner und vielleicht inkognito auch ein Teil der serbischen Truppen sich bereits in der eroberten Stadt befinden.

Die Schwierigkeit, die Einnahme einer Stadt vor deren Eroberung zu erfahren, ist nicht auszudenken. Kann man denn den Tod eines Menschen erfahren, bevor er gestorben ist? O doch, sagt die Redaktion und verweist auf den Tod Björnsons.

Aus einer Besprechung in der ‚Wage' (Wien, 19. April):

Am Mittwoch veranstaltete Karl Kraus im kleinen Musikvereinssaal seine sechste Vorlesung in dieser Saison vor einem zahlreich erschienenen Publikum. Die erste Abteilung war Peter Altenberg gewidmet und brachte ein Anzahl der schönsten Skizzen aus seinem jüngsten Buche »Semmering 1912«. Kraus war ebenso bedeutend in der Herausarbeitung der lyrischen wie der komischen Elemente und hat »diese von Gott autorisierte Übersetzung des Menschen in die Sprache« mit allen Feinheiten seiner ungewöhnlichen Vortragskunst interpretiert. Daran schloß sich in Sarkasmus und flammenden Zorn aufglühende Glosse »Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung«, worin Kraus das himmelschreiende Unrecht festnagelt, das man an Peter Altenberg beging, als ihm bei der Verteilung des Bauernfeldpreises die Herren Salten und Trebitsch vorgezogen wurden. In der zweiten und dritten Abteilung folgten Satiren, Dialoge und Glossen, die ein dankbares Publikum mit oft geradezu begeistertem Beifall auszeichnete.

Es ist immer ein eigenartiges und merkwürdiges Erlebnis eine solche Krausvorlesung: wie da ein einzelner Mensch gegen den Zeitgeist Aufruhr predigt, die papierenen Kulissen einer Scheinwelt hohnlachend auseinanderreißt und in Brand steckt, um — ein heimlicher Märchenprinz — zu seinem schlafenden Dornröschen sich durchzuringen, es wachzuküssen und dann in Ehrfurcht vor der überirdischen Schönheit dieser Gottgeliebten hinzuknien — das ist das Deutsche und Romantische an Karl Kraus, ist seine schamhaft verschwiegene Sehnsucht. Wer das nicht fühlt, der hat kein einziges Wort von ihm verstanden und muß sich mit Recht wundern, wie er aus dem Tonfall einer jüdischen Einheiratsannonce den Begräbnisschritt der Concordiamänner heraushören kann, die uns (wie es scheint bestimmt in Gottes Rat) das Edelste, was wir haben, zur ewigen Ruhe bestatten. Wer davon nichts merkt und auch im Widerschein eines Humors, welcher zum Lachen ebensoweit hat wie zum Weinen, das grauenhafte Bild seiner Umwelt nicht erkennt, wer noch immer nicht beim bösen Klang des Wortes Fortschritt schamrot wird, dem ist nicht zu helfen, da steht Befund gegen Befund! Aber wo ist die Jugend, die starke wagemutige Jugend, die uns aus dem Chaos heraushelfen soll? Wo ist sie? Sie beeile sich, denn ein Dämon hat schon des kühnsten Adlers Schwungfeder in Druckerschwärze getaucht, um mit diesem unheiligen Heilmittel unserer Kultur den Totenschein zu schreiben.

Ulrik Brendel.

2

Aus einer Besprechung in der ‚Wage' (Wien, 19. April):

Am Mittwoch veranstaltete Karl Kraus im kleinen Musikvereinssaal seine sechste Vorlesung in dieser Saison vor einem zahlreich erschienenen Publikum. Die erste Abteilung war Peter Altenberg gewidmet und brachte ein Anzahl der schönsten Skizzen aus seinem jüngsten Buche »Semmering 1912«. Kraus war ebenso bedeutend in der Herausarbeitung der lyrischen wie der komischen Elemente und hat »diese von Gott autorisierte Übersetzung des Menschen in die Sprache« mit allen Feinheiten seiner ungewöhnlichen Vortragskunst interpretiert. Daran schloß sich jene in Sarkasmus und flammenden Zorn aufglühende Glosse »Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung«, worin Kraus das himmelschreiende Unrecht festnagelt, das man an Peter Altenberg beging, als ihm bei der Verteilung des Bauernfeldpreises die Herren Salten und Trebitsch vorgezogen wurden. In der zweiten und dritten Abteilung folgten Satiren, Dialoge und Glossen, die ein dankbares Publikum mit oft geradezu begeistertem Beifall auszeichnete.

Es ist immer ein eigenartiges und merkwürdiges Erlebnis eine solche Krausvorlesung: wie da ein einzelner Mensch gegen den Zeitgeist Aufruhr predigt, die papierenen Kulissen einer Scheinwelt hohnlachend auseinanderreißt und in Brand steckt, um — ein heimlicher Märchenprinz — zu seinem schlafenden Dornröschen sich durchzuringen, es wachzuküssen und dann in Ehrfurcht vor der überirdischen Schönheit dieser Gottgeliebten hinzuknien — das ist das Deutsche und Romantische an Karl Kraus, ist seine schamhaft verschwiegene Sehnsucht. Wer das nicht fühlt, der hat kein einziges Wort von ihm verstanden und muß sich mit Recht wundern, wie er aus dem Tonfall einer jüdischen Einheiratsannonce den Begräbnisschritt der Concordiamänner heraushören kann, die uns (es scheint bestimmt in Gottes Rat) das Edelste, was wir haben, zur ewigen Ruhe bestatten. Wer davon nichts merkt und auch im Widerschein eines Humors, welcher zum Lachen ebensoweit hat wie zum Weinen, das grauenhafte Bild seiner Umwelt nicht erkennt, wer noch immer nicht beim bösen Klang des Wortes Fortschritt schamrot wird, dem ist nicht zu helfen, da steht Befund gegen Befund! Aber wo ist die Jugend, die starke wagemutige Jugend, die uns aus dem Chaos heraushelfen soll? Wo ist sie? Sie beeile sich, denn ein Dämon hat schon des kühnsten Adlers Schwungfeder in Druckerschwärze getaucht, um mit diesem unheiligen Heilmittel unserer Kultur den Totenschein zu schreiben....

Ulrik Brendel.

* (Einl.)

Die nächste, vor dem Sommer letzte Wiener Vorlesung wird am 20. Mai im Großen Beethovensaal stattfinden. V

3.)

*

(Ei Ihm)

V (Wenn nicht ~~[illegible]~~ jene Hindernisse eintreten, die vorherzusehen sind.)

München (Veranstaltung des ‚Brenner'), im Vier Jahreszeiten-Saal, am 29. März:

I. Jean Paul: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei / Der Traum ein Wiener Leben / Ostende, erster Morgen; Wenn Herr Harden glaubt; Die Antonius-Rede aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber / Die neue Art des Schimpfens II. Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ort der Handlung: Wien; Ein Satz; Angesichts; Wahrung berechtigter Interessen; Das Ehrenkreuz; Ich rufe die Rettungsgesellschaft. — Zugaben: Interview mit einem sterbenden Kind / Weiße Frau und schwarzer Mann.

‚Das Ziel' (Wien, Nr. 1): »Karl Kraus«. ‚Pokroková Revue' (Prag, Dezember 1912) über Pro domo et mundo. V V Mercure de France (Paris, Février).

In 372/73, S. 39, in der 5. Zeile des Zitats ist anstatt »ersten«: *ernsten* zu lesen. S. 49, in der letzten Zeile des Zitats anstatt »Jemals«: *jemals*.

Münchner Neueste Nachrichten, 31. März:

Karl Kraus gehört zu jenen seltenen Autoren, die das Niveau der herkömmlichen Vortragsabende gleich bei ihrem Erscheinen jeweils mit einem kraftvollen Ruck hoch über die Linie banaler Mittelmäßigkeiten hinaufheben. Mag man über seine Schriften denken wie man will. Als dieser Autor am Samstag abend wieder am Vorlesetisch im Jahreszeitensaal erschien, und den Druckseiten, die er vor sich ausgebreitet, mit den Hammerschlägen seiner Geste, und einer Stimme, die zur Rezitation mehr erzogen als geboren erscheint, die Flammen des Hasses entrang, die seine Größe ausmachen: da erlebte man wieder jenes ganz seltene Eins-Sein von Mann und Wort. Er las erst eine Traum-Vision von Jean Paulscher Kühnheit der Realität, und ging dann zu jenen Aufsätzen über, die wir aus seiner Zeitschrift Die Fackel kennen. Eine Auslese des Positivsten hat Kraus in dem Furioso des Buches »Die chinesische Mauer« (Albert Langen Verlag, München) gegeben. Tiefen und Untiefen, die das gesprochene Wort nicht immer in ganzer Plastik zu umreißen vermag. Der Vortrag einiger seiner Kampfartikel gegen Harden veranlaßte eine erfreulich lebhafte Diskussion, die allerdings nur zwischen den Beifallklatschenden und einer zähen Opposition zum Austrag kam. Von diesem lebendigen Intermezzo kehrte Kraus und seine Gemeinde erfrischt zum Programm zurück, das sich durch immer neue Zugaben bis tief in den Abend ausdehnte.

Das zahlreiche Auditorium fühlte sich, mit einer Fülle von Anregung beschenkt, zu immer neuem Beifall hingerissen. E.

Münchner Zeitung, 31. März:

R. B. . . . . Kraus hat vor vielen andern Satirikern eines unbedingt voraus: den Mut zum Kühnsten, Gewagtesten, ja schier Unmöglichen. . . . Und es ist deshalb kein Wunder, daß er der grimmigsten Feinde ein ganzes Heer wider sich hat. Aber auch die Zahl seiner Freunde wächst von Jahr zu Jahr. Und wenn ihn die einen wegen seines Wahrheitsmutes lieben, so tun es die andern um seines glänzenden Geistes willen, der sich in einem blitzenden, originellen, witzigen, jedes Ding bei der Wurzel fassenden Stil offenbart. Das vollkommene Erfüllt-Sein von einer Sache, dem die Satiren und Glossen dieses Gottesstreiters einen guten Teil ihrer Unwiderstehlichkeit danken, gibt übrigens auch seinem Vortrage etwas ganz Besonderes, Faszinierendes, sodaß man ihm sogar zweieinhalb Stunden lang ohne Ermüdung zuhören kann, was nur bei den wenigsten Rezitatoren möglich ist. Kraus begann am 29. März im Jahreszeitensaal, zu Ehren des 150. Geburtstages Jean Pauls, mit einem phantastischen Stück dieses ihm in Manchem Geistesverwandten und ließ dann eine Reihe seiner eigenen wirksamsten Satiren gegen das reaktionäre Wienertum, gegen Gelehrtenschwulst und -Dünkel und gegen allerlei Häßlichkeiten, Philistrositäten und Muckereien unserer Zeit folgen. Selbstverständlich ging es auch wieder gegen Maximilian Harden, dessen unnatürlichen Stil Kraus mit seinen elegantesten und dabei wuchtigsten Degenstößen zur Strecke brachte. Einige schien das zu verdrießen, die meisten aber dankten es ihm mit immer wiedererneutem Beifall, der auch allen anderen Satiren in reichstem Maße zuteil wurde. Sogar Blumen kamen geflogen. Moissi hat also nichts mehr apart.

Die »Diskussion« beschränkte sich darauf, daß zwei Zischer — mehr sind zugunsten des Herrn Harden in einem deutschen Vortragssaal nicht mehr aufzutreiben — den an und für sich starken Beifall zu maßlosem Jubel aufpeitschten. So daß der Verdacht umlief, die Opposition sei von mir bezahlt worden. Ein kränkender Zweifel an Takt und Ökonomie auf der einen, an der Unabhängigkeit des Urteils auf der andern Seite. Die beiden Zischer zischten aus purer Begeisterung. Der eine war völlig unbeeinflußt, die Bezahlung des andern liegt so viele Jahre zurück, daß man unmöglich eine Nachwirkung behaupten kann. Wäre aber die zeitliche Entfernung auch viel geringer, so hätte man doch kein Recht, den ehrlichen Antrieb eines literarischen Urteils zu mißdeuten. Daß pekuniäre Verpflichtung den kritischen Tadel zurückhalte, könnte nur eine spießbürgerliche Auffassung verlangen, die sich selbst dem Verdacht aussetzte, die kritische Nachsicht durch Bestechung erkaufen zu wollen. Das wäre mindestens so große Lumperei wie die Toleranz, die sich kaufen läßt. Höchstens könnte man sagen, daß zwischen literarischer Kritik, die sich durch keinerlei private Dankbarkeit hemmen lassen soll, und dem Benehmen in einem Saal ein gewisser Unterschied besteht. Nicht als ob der verpflichtete Hörer auch verpflichtet wäre, seine Unzufriedenheit durch Applaus auszudrücken. Vielleicht aber könnte in Kreisen, die von Zimmerreinheit eine von der Schwabinger Welt verschiedene Auffassung haben, verlangt werden, daß der Schuldner den Gläubiger nicht auszische, sondern sich damit begnüge, seine literarische Unzufriedenheit durch Schweigen oder durch Entfernung ~~auszudrücken~~. Denn man könnte sich noch immer eher vorstellen, daß der Gläubiger den Schuldner auszischt, wenn ihm dessen Literatur nicht gefällt. Zischen ist eben eine zu persönliche Angelegenheit, die eine Individualität aus dem Rahmen des Publikums hervortreten läßt, das ausschließlich durch Applaus zusammengehalten wird. Applaus kann auch erkauft sein. Das ist eine glatte Sache. Aber ein bedenklicher Claqueur ist jener Zischer, der, wiewohl er bezahlt ist, so zischt, als ob er bezahlt wäre. Und, einmal agnosziert, bleibt ihm dann nichts übrig, als dem weiteren Verlauf des Abends mit stiller Andacht hinter einer Säule zu folgen. So ist das Leben.

Von Musik verstehe ich nichts; von Literatur einiges; vom akademischen Verband für Musik und Literatur alles. Wenn er sich für einen neuen Künstler einsetzt, so ist das kein Beweis gegen diesen. Den Widerstand gegen einen neuen Künstler halte ich noch weniger dafür. Aber ich glaube, daß der »Schönberg-Skandal« nichts mit der Frage zu tun hat, wie man sich zur neuen Musik stellt, sondern nur mit der Frage, wie man sich während einer Produktion, die einem mißfällt, in Gegenwart anderer Leute zu benehmen hat, die ihr Urteil erst nach der Produktion abgeben wollen. Da wäre es nun wohl das einfachste, mit diesen Leuten zu warten und entweder zu applaudieren oder zu zischen. Und ebenso einfach müßte das Urteil über eine Gesellschaft sein, die es nicht tut, sondern während der Produktion die mitgebrachten Schlüssel und Pfeifen in Funktion setzt. Und ebenso einfach ist das Urteil über eine Presse, die das Verhalten dieser Gesellschaft billigt, nachdem sie es an Ort und Stelle unterstützt hat, und jene andern die Skandalmacher nennt, die sich des Skandals erwehren wollten, und der Unterdrückung der Meinungsfreiheit beschuldigt. Daß der Besitz einer Freikarte mit unanständigem Benehmen im Saal kompatibel ist in Wien schon oft gezeigt worden. Aber dem harmlosesten in jener unbestechlichen Gruppe ist es passiert, von einem Publikum, das sich gegen die Störer auflehnt, zu behaupten, es habe »die Minorität vergewaltigt« — als ob es sich um eine Abstimmung gehandelt hätte — und zu melden, daß der Polizeikommissär der Minorität zugerufen habe: »Sie können ja Ihrer Erregung Ausdruck geben, aber doch nicht in so Ärgernis erregenden Weise«, und festzustellen, daß einer der Demonstranten dem Veranstalter »unaufhörlich« zugerufen habe: »L.....!« (Das war also offenbar nicht so arg, da Referent nicht »Lausbub!« schreiben kann. Fidonc! der Referent.) Ein anderer behauptet, daß die Ohrfeige, die auf diesen Zuruf folgte plötzlich und grundlos erfolgt sei. Ein dritter führt Schönbergs Eintreten für seine Schüler auf materielle Motive zurück. Ein vierter nennt die Unterbrechung einer Produktion »das Recht der freien, rücksichtslosen Meinungsäußerung, die das einzige Recht ist, das dem Publikum gegen den Künstler und dessen ihm vielleicht noch unverständliche Ausdrucksart zur Verfügung steht« und meint zehn Zeilen tiefer, daß es sich nicht darum handeln könne, »zuzustimmen oder abzulehnen, sondern in Sammlung aufzunehmen oder mit Anstand unempfänglich zu bleiben«. Einer, der sich »Veritas« unterschreibt, nennt einen Text von Altenberg »Afterpoesie« und »hypermodernes Gstanzel« und spricht von einer »inszenierten Begeisterung, zu deren Führer sich bezeichnenderweise ein bekannter schwerhöriger Architekt aufwarf, dem diese Musik wahrscheinlich Sphärenklänge bedeutet«. Welchen Grund von Mißachtung muß ein Schreiber für sich haben, daß er derartiges nur mit seiner vollen Anonymität decken kann? Ich weiß nicht sicher, wer diese Veritas ist. Sie ist so schmutzig, daß sie niemand beherbergen will. Ich werde für alle Fälle den Gruß einiger Leute nicht erwidern, von denen ich weiß, daß sie Musikkritiker sind: vielleicht ist die Veritas darunter, und dann kann ich, zur Rede gestellt, sagen, daß ich anonym gegrüßt habe. Der bekannte schwerhörige Architekt, dessen Gehör nur die Kunst erkennt, aber selbst dem lautesten Geschwätz verschlossen ist, ist wohl der letzte, der dem Künstler nicht den Widerstand der Dummheit gönnt, aber der erste, der in einem Saal Ordnung macht, wenn die Frechheit ihm durch Lärm das Hören erschweren will. Sein Leben ist Veritas, aber er steht mit seinem vollen Namen dafür ein und heißt Adolf Loos. Nach dem »Schönberg-Skandal« haben die Skandalmacher die Kritiken geschrieben. Damit ist die Wiener Presse unter das Niveau gesunken, das ihr die Verachtung seit Jahren anweist.

In der Pariser sozialistischen Zeitung ‚L'Humanité' war zu lesen:

Le directeur d'un journal suisse vient, paraît-il, d'interdire formellement à ses rédacteurs l'emploi des métaphores suivantes:

La loi de l'honneur; le cri de la conscience; la règle du devoir; l'aiguillon du remords; le bouclier de l'indifférence; le fouet de la satire; les trompettes de la renommée; les raisins de la fable; les bases de la société; les annales du crime; le char du progrès; le torrent des passions; la reine de la mode; les artifices du langage; le feu roulant des plaisanteries.

Ce directeur est un sage, mais un journaliste à ce point respectueux de la langue, c'est bien curieux!

~~Was sagt man?~~ In Frankreich und in der Schweiz fehlt eben jedes Blattgefühl.

Die meisten Briefe, die im Verlage der Fackel abschriftlich aufgehoben sind, haben durchaus keinen geschäftlichen ~~Inhalt~~. Sie sind von mir ~~geschrieben~~ und tragen nur, um die Distanz von den Empfängern zu betonen, die Unterschrift des Verlags. Gelegentlich sollen einige Proben veröffentlicht werden. Zumeist sind es Antworten an Einsender, deren Annäherung als schimpflich empfunden wurde, Zurechtweisungen von Behörden, die sich für verpflichtet hielten, den Herausgeber von einem Abonnement auf die Fackel zu verständigen, motivierte Entziehungen des Abonnements, wenn das Abonnement mit Berufung auf diese Würde sich eines Urteils erdreistet hatte, Verweigerung von Nachdrucken an Blätter und Grundlegung zu späteren Haßausbrüchen, Kündigung von Freiexemplaren an Redaktionen, die über die Pflicht hinaus, den »Inhalt« abzudrucken, zu einer Kritik übergriffen und dergleichen. Man sieht, es gibt auch im Verlag viel zu tun. Einer dieser Briefe lautet:

Wien, 22. April 1913.

An die Schriftleitung der Deutschen Tages-Zeitung, Berlin.

Ein Berliner Ausschnittbureau übersendet uns den Artikel, den Sie am 14. April über Peter Altenberg gebracht haben und der mit den Worten beginnt:

»Peter Altenberg, so schreibt Adolf Bartel im 18. Bogen seines deutschen Schrifttums, heißt eigentlich Richard Engländer.«

Sonst zitieren Sie weiter keinen weiteren Ausspruch dieser Autorität, sondern gehen zu einem Nachdruck der Altenberg'schen Skizze »~~Wie~~ Ich wurde« über, in der des Anteils gedacht wird, den der Herausgeber der Fackel an der Publikation des ersten Altenberg'schen Buches hatte und die mit den Worten schließt: »Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!« Dazu schreiben Sie: »Nun, Peter mag sich trösten, das ist ein guter alter jüdischer Beruf. Uns Deutsche interessiert an der Skizze vor allem, wie die Juden ihren Rassengenossen helfen. Die sechs älteren Werke von Peter Altenberg haben inzwischen die 7., 4., 3., 4., 4., 3. Auflage erlebt, obschon er als Schriftsteller eigentlich parlamentarisch kaum zu charakterisieren ist. Man hört noch zwei Aphorismen an Peter Altenberg /. . .« Daß Sie zwei Aphorismen von Peter Altenberg nicht verstehen und sich unfähig fühlen, ihn als Schriftsteller parlamentarisch zu charakterisieren, würde uns natürlich nicht aufregen und gewiß nicht Stoff zu einem Brief an Sie geben. Was uns, den Verlag der Fackel, angeht, ist nur die Stelle Ihrer Notiz, wo Sie sich erdreisten, das Eintreten des Herausgebers der Fackel für Peter Altenberg als die Hilfeleistung »der Juden für ihre Rassegenossen« ~~aufzufassen~~. Es kann natürlich auch nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß ~~selbst~~ jede Zeile, die Sie und jedes deutsch-antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist

1914

als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch-christliche Schriftleiter Deutsch-Österreichs bisher zusammengeschrieben haben. Was uns eher angeht, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in geradezu begeisterten Notizen und Hinweisen die Lektüre der Fackel als ~~eine~~ Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel nicht besonders aufregen, da wir nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet ~~und Ihr Tadel kann uns so wenig anhaben wie Ihre Komplimente~~. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pofelware nicht zuweit zurücksteht, und er hat sich von der Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene Vorstellungen gemacht. Was uns ausschließlich angeht, ist die geschäftliche Beziehung, in der wir zu Ihnen stehen. Diese kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch ~~eine Unanständigkeit~~ alteriert werden. ~~Sie~~ besteht darin, daß Sie von uns ein Freiexemplar ständig erhalten, das Sie seinerzeit erbeten haben. Für ~~dieses Frei~~exemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den »Inhalt« der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung ~~erfüllen Sie nicht regelmäßig~~, haben Sie ~~aber~~ wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke ~~ersetzt~~, deren Erlaubnis Ihnen ~~erteilt wurde~~, oder ~~die~~ Sie ~~sich~~ genommen ~~haben~~. Wir erwähnen, daß Ihnen einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire »Der Fortschritt«, ausnahmsweise unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs gestattet wurde. Dies alles bringen wir nicht vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht ~~nur~~ ein guter alter jüdischer Beruf ist, ~~sondern nur um Ihnen anzuzeigen~~, daß wir künftig nicht gesonnen sind, den Vertretern dieses Berufes auch nur mit einem ~~Frei~~exemplar entgegenzukommen. Sie mögen sich dann mit Recht damit beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel.

Die meisten Briefe, die im Verlag der Fackel geschrieben werden und abschriftlich aufgehoben sind, haben durchaus keinen geschäftlichen Tonfall. Sie sind von mir verfaßt und tragen nur, um die Distanz von den Empfängern zu betonen, die Unterschrift des Verlags. Gelegentlich sollen ~~einige~~ Proben veröffentlicht werden. Zumeist sind es Antworten an Einsender, deren Annäherung als schimpflich empfunden wurde, Zurechtweisungen von Behörden, die sich für verpflichtet hielten, den Herausgeber von ~~einem~~ Abonnement auf die Fackel zu verständigen, motivierte Entziehungen des Abonnements, wenn der Abonnent mit Berufung auf diese Würde sich eines Urteils erdreistet hatte, Verweigerung von Nachdrucken an Blätter mit Grundlegung zu späteren Haßausbrüchen, Kündigung von Freiexemplaren an Redaktionen, die über die Pflicht hinaus, den »Inhalt« abzudrucken, zu einer Kritik übergegriffen hatten, und dergleichen. Man sieht, es gibt auch im Verlag viel zu tun. Einer dieser Briefe lautet:

Wien, 22. April 1913.

An die Schriftleitung der Deutschen Tageszeitung, Berlin.

Ein Berliner Ausschnittbureau übersendet uns den Artikel, den Sie am 14. April über Peter Altenberg gebracht haben und der mit den Worten beginnt:

»Peter Altenberg, so schreibt Adolf Bartels im 18. Bogen seines deutschen Schrifttums, heißt eigentlich Richard Engländer.«

Sonst zitieren Sie ~~weiter~~ keinen weiteren Ausspruch dieser Autorität, sondern gehen zu einem Nachdruck der Altenberg'schen Skizze »So wurde ich« über, in der des Anteils gedacht ~~wird~~, den der Herausgeber der Fackel an der Publikation des ersten Altenberg'schen Buches hat, und die mit den Worten schließt: »Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!« Dazu schreiben Sie: »Nun, Peter mag sich trösten, das ist ein guter alter jüdischer Beruf. Uns Deutsche interessiert an der Skizze vor allem, wie die Juden ihrem Rassegenossen helfen. Die sechs älteren „Werke" von Peter Altenberg haben inzwischen die 7., 4., 3., 4., 4., 3. Auflage erlebt, obschon er als Schriftsteller eigentlich „parlamentarisch" kaum zu charakterisieren ist. Man höre noch zwei Aphorismen an Peter Altenberg: . . .«

Daß Sie zwei Aphorismen von Peter Altenberg nicht verstehen und sich unfähig fühlen, ihn als Schriftsteller parlamentarisch zu charakterisieren, würde uns natürlich nicht aufregen und gewiß nicht Stoff zu einem Brief an Sie geben. Was uns, den Verlag der Fackel, angeht, ist nur die Stelle Ihrer Notiz, wo Sie sich erdreisten, das Eintreten des Herausgebers der Fackel für Peter Altenberg als die Hilfe~~leistung~~ der Juden für ihren Rassegenossen« darzustellen. Es kann natürlich ~~auch~~ nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß jede Zeile, die Sie und jedes deutsch-antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl

verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch-christliche Schriftleiter Deutschlands und Österreichs bisher zusammengeschrieben haben. Was uns ~~eher angeht~~, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in geradezu begeisterten Notizen und Hinweisen die Lektüre der Fackel ~~als die~~ Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel der Gesinnung nicht besonders aufregen, da wir die Verworfenheit der Presse ohne rassenmäßige oder konfessionelle Nuancen ins Auge fassen und nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pofelware nicht zuweit zurücksteht, und er hat ~~sich von der~~ Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene ~~Vorstellungen gemacht~~. Das alles ist ~~uns~~ also gleichgiltig, und Ihr Tadel kann ~~uns~~ so wenig anhaben wie Ihre Komplimente. Was uns ausschließlich angeht, ist die geschäftliche ~~Beziehung~~ in der wir, wie sich zu unserer Beschämung herausstellt, zu Ihnen stehen. Diese kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch ~~unanständiges Benehmen~~ alteriert werden. ~~Sie~~ besteht darin, daß Sie von uns ein Freiexemplar ständig erhalten, ~~das~~ Sie seinerzeit erbeten haben und das Ihnen im Sinne einer rein administrativen Übung bewilligt wurde, der die kostenlose Propaganda unserer preßfeindlichen ~~Tendenzen~~ durch die Presse nicht unerwünscht ~~sein muß~~. Für das Rezensionsexemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den »Inhalt« der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung haben Sie wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke überboten, deren Erlaubnis Ihnen gegeben oder von Ihnen genommen wurde. Wir ~~erwähnen~~ daß Ihnen einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire »Der Fortschritt«, ausnahmsweise, unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs, gestattet wurde. Dies alles bringen wir ~~nicht~~ vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht allein ein guter alter jüdischer Beruf ist. Wir wollen Ihnen bloß bekanntgeben, daß wir künftig nicht gesonnen sind, ~~den~~ undankbaren Vertretern dieses Berufes auch nur mit einem Freiexemplar entgegenzukommen. Sie mögen sich dann mit Recht darüber beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel.

Die meisten Briefe, die im Verlag der Fackel geschrieben werden und abschriftlich aufgehoben sind, haben durchaus keinen geschäftlichen Tonfall. Sie sind von mir verfaßt und tragen nur, um die Distanz von den Empfängern zu betonen, die Unterschrift des Verlags. Gelegentlich sollen Proben veröffentlicht werden. Zumeist sind es Antworten an Einsender, deren Annäherung als schimpflich empfunden wurde, motivierte Entziehungen des Abonnements, wenn der Abonnent mit Berufung auf diese Würde sich eines ~~Urteils erdreistet~~ hatte, Zurechtweisungen von Behörden, die sich für verpflichtet hielten, den Herausgeber von einem Abonnement auf die Fackel zu ~~verständigen~~, Verweigerung von Nachdrucken an Blätter mit Grundlegung zu späteren Haßausbrüchen, Kündigung von Freiexemplaren an Redaktionen, die über die Pflicht hinaus, den »Inhalt« abzudrucken, zu einer Kritik übergegriffen hatten, und dergleichen mehr. Man sieht, es gibt auch im Verlag viel zu tun. Einer dieser Briefe lautet:

Wien, 2~~1~~. April 1913.

An die Schriftleitung der Deutschen Tageszeitung, Berlin.

Ein Berliner Ausschnittbureau übersendet uns den Artikel, den Sie am 14. April über Peter Altenberg gebracht haben und der mit den Worten beginnt:

»Peter Altenberg, so schreibt Adolf Bartels im 18. Bogen seines deutschen Schrifttums, heißt eigentlich Richard Engländer.«

Sonst zitieren Sie keinen weiteren Ausspruch dieser Autorität, sondern gehen zu einem Nachdruck der Altenberg'schen Skizze »So wurde ich« über, in der des Anteils gedacht ist, den der Herausgeber der Fackel an der Publikation des ersten Altenberg'schen Buches hat, und die mit den Worten schließt: »Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!« Dazu schreiben Sie: »Nun, Peter mag sich trösten, das ist ein guter alter jüdischer Beruf. Uns Deutsche interessiert an der Skizze vor allem, wie die Juden ihrem Rassegenossen helfen. Die sechs älteren »Werke« von Peter Altenberg haben inzwischen die 7., 4., 3., 4., 4., 3. Auflage erlebt, obschon er als Schriftsteller eigentlich »parlamentarisch« kaum zu charakterisieren ist. Man höre noch zwei Aphorismen von Peter Altenberg: . . .«

Daß Sie zwei Aphorismen von Peter Altenberg nicht verstehen und sich überhaupt unfähig fühlen, ihn als Schriftsteller parlamentarisch zu charakterisieren, würde uns natürlich nicht aufregen und gewiß nicht Stoff zu einem Brief an Sie geben. Was uns, den Verlag der Fackel, angeht, ist nur die Stelle Ihrer Notiz, wo Sie sich erdreisten, das Eintreten des Herausgebers der Fackel für Peter Altenberg als die »Hilfe der Juden für ihren Rassegenossen« darzustellen. Es kann natürlich nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß jede Zeile, die Sie und jedes deutsch-antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl

verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch-christliche Schriftleiter Deutschlands und Österreichs bisher zusammengeschrieben haben. Sie würden's ja doch nicht glauben und beweisen läßt sichs nicht so leicht wie die Religion. Was uns aber interessiert, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in geradezu begeisterten Notizen und eindringlichen Hinweisen die Lektüre der Fackel, wohl zur Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel der Gesinnung nicht besonders aufregen, da wir die Verworfenheit der Presse ohne rassenmäßige oder konfessionelle Nuancen ins Auge fassen und nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, jedenfalls insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pofelware nicht zuweit zurücksteht, und er hat auf die Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene Hoffnungen gesetzt. Das alles ist uns also gleichgiltig, und Ihr Tadel kann uns so wenig anhaben wie Ihre Komplimente. Was uns ausschließlich angeht, ist das geschäftliche Verhältnis, in dem wir, wie sich zu unserer Beschämung herausstellt, zu Ihnen stehen. Dieses kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch eine Unsauberkeit alteriert werden. Es besteht darin, daß Sie von uns ein Freiexemplar ständig erhalten, welches Sie seinerzeit erbeten haben und das Ihnen im Sinne einer rein administrativen Übung bewilligt wurde, der die kostenlose Propaganda unserer preßfeindlichen Absichten durch die Presse nicht unerwünscht ist. Für das Rezensionsexemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den »Inhalt« der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung haben Sie wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke von Aufsätzen überboten, deren Erlaubnis Ihnen gegeben oder von Ihnen genommen wurde. Wir erinnern uns, daß Ihnen einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire »Der Fortschritt«, ausnahmsweise, unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs, gestattet wurde. Dies alles bringen wir aber nicht etwa vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht ~~allein~~ ein guter alter jüdischer Beruf ist. Wir wollen Ihnen bloß bekanntgeben, daß wir künftig nicht gesonnen sind, undankbaren Vertretern dieses Berufes ~~auch nur mit einem Freiexemplar~~ entgegenzukommen. Sie mögen sich dann mit Recht darüber beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel.

22/4

Die meisten Briefe, die im Verlag der Fackel geschrieben werden und abschriftlich aufgehoben sind, haben durchaus keinen geschäftlichen Tonfall. ~~Sie sind von mir verfaßt und tragen nur, um die Distanz von den Empfängern zu betonen, die Unterschrift des Verlags. Gelegentlich sollen Proben veröffentlicht werden.~~ Zumeist sind es Antworten an Einsender, deren Annäherung als schimpflich empfunden wurde, motivierte Entziehungen des Abonnements, wenn der Abonnent mit Berufung auf diese Würde sich ~~eines Urteils vermessen~~ hatte, Zurechtweisungen von Behörden, die sich für verpflichtet hielten, den Herausgeber von einem Abonnement auf die Fackel zu unterrichten, Verweigerung von Nachdrucken an Blätter mit Grundlegung zu späteren Haßausbrüchen, Kündigung von Freiexemplaren an Redaktionen, die über die Pflicht hinaus, den »Inhalt« abzudrucken, zu einer Kritik übergegriffen hatten, und dergleichen mehr. Man sieht, es gibt auch im Verlag viel zu tun. Einer dieser Briefe lautet:

Wien, 24. April 1913.

An die Schriftleitung der Deutschen Tageszeitung, Berlin.

6a

Ein Berliner Ausschnittbureau übersendet uns den Artikel, den Sie am 14. April über Peter Altenberg gebracht haben und der mit den Worten beginnt:

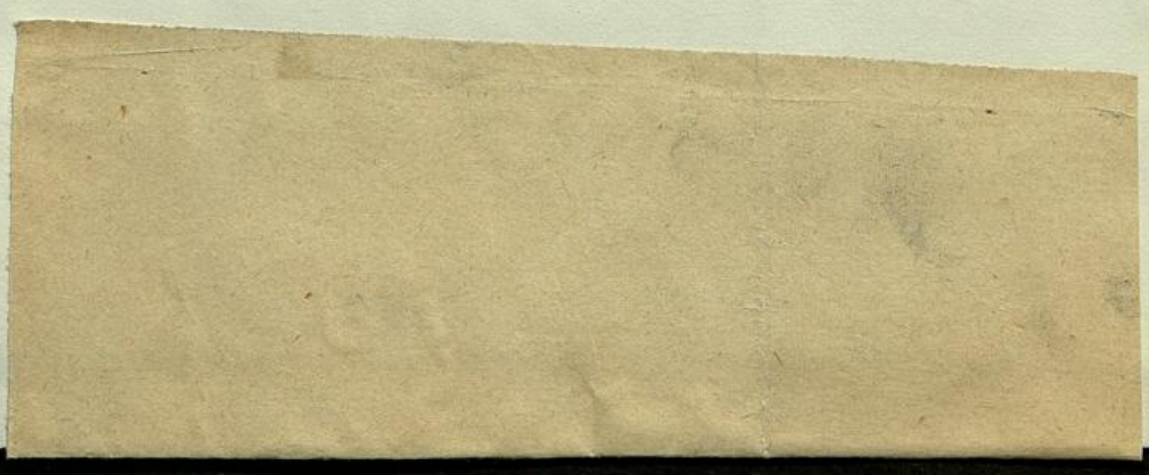
›Peter Altenberg, so schreibt Adolf Bartels im 18. Bogen seines deutschen Schrifttums, heißt eigentlich Richard Engländer.‹

Sonst zitieren Sie keinen weiteren Ausspruch dieser Autorität, sondern gehen zu einem Nachdruck der Altenberg'schen Skizze ›So wurde ich‹ über, in der des Anteils gedacht ist, den der Herausgeber der Fackel an der Publikation des ersten Altenberg'schen Buches hat, und die mit den Worten schließt: ›Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!‹ Dazu schreiben Sie: ›Nun, Peter mag sich trösten, das ist ein guter alter jüdischer Beruf. Uns Deutsche interessiert an der Skizze vor allem, wie die Juden ihrem Rassegenossen helfen. Die sechs älteren „Werke" von Peter Altenberg haben inzwischen die 7., 4., 3., 4., 4., 3. Auflage erlebt, obschon er als Schriftsteller eigentlich „parlamentarisch" kaum zu charakterisieren ist. Man höre noch zwei Aphorismen von Peter Altenberg: . . .‹

Daß Sie zwei Aphorismen von Peter Altenberg nicht verstehen und sich überhaupt unfähig fühlen, ihn als Schriftsteller parlamentarisch zu charakterisieren, würde uns natürlich nicht aufregen und gewiß nicht Stoff zu einem Brief an Sie geben. Was uns, den Verlag der Fackel, ~~ärgert~~ ist nur die Stelle Ihrer Notiz, wo Sie sich erdreisten, das Eintreten des Herausgebers der Fackel für Peter Altenberg als die ›Hilfe der Juden für ihren Rassegenossen‹ darzustellen. Es kann natürlich nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß jede Zeile, die Sie und jedes deutsch-antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch-christliche Schriftleiter Deutschlands und Österreichs bisher zusammengeschrieben haben. Sie würden's ja doch nicht glauben und beweisen läßt sichs nicht so leicht wie die Religion. Was uns aber interessiert, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in eindringlichen Hinweisen und geradezu begeisterten Notizen die Lektüre der Fackel, wohl zur Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse, empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel der Gesinnung nicht besonders aufregen, da wir die Verworfenheit der Presse ohne rassenmäßige oder konfessionelle Nuancen ins Auge fassen und nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, jedenfalls insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pofelware nicht zuweit zurücksteht, und er hat auf die Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene Hoffnungen gesetzt. Das alles ist uns also gleichgiltig, und Ihr Tadel kann uns so wenig anhaben wie Ihre Komplimente. Was uns ausschließlich angeht, ist das geschäftliche Verhältnis, in dem wir, wie sich zu unserer Beschämung herausstellt, zu Ihnen stehen. Dieses kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch eine Unsauberkeit alteriert werden. Es besteht darin, daß Sie von uns ein Freiexemplar ständig erhalten, welches Sie seinerzeit erbeten haben und das Ihnen im Sinne einer rein administrativen Übung bewilligt wurde, der die kostenlose Propaganda unserer preßfeindlichen Absichten durch die Presse nicht unerwünscht ist. Für das Rezensionsexemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den ›Inhalt‹ der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung haben Sie wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke von Aufsätzen überboten, deren Erlaubnis Ihnen gegeben oder von Ihnen genommen wurde. Wir erinnern uns, daß Ihnen sogar einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire ›Der Fortschritt‹, ausnahmsweise, unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs, gestattet wurde. Dies alles bringen wir aber nicht etwa vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht nur ein guter alter jüdischer Beruf ist. Wir wollen Ihnen bloß bekanntgeben, daß wir künftig nicht gesonnen sind, undankbaren Vertretern dieses Berufes

entgegenzukommen, und darum das Freiexemplar einstellen. Sie mögen sich dann mit Recht darüber beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel.



Die Ansichten der Frankfurter Zeitung über mich sind ~~sind~~ geteilt. Da läßt sie einen schreiben:

. . . . der ganze Horizont eines Menschen unserer Zeit ~~aus dem heraus dann gewählt wird es muß sich als Folge der Reklame nicht immer um direkten Kauf handeln~~ ist durch die tausenderlei Anzeigen, Inserate und Plakate mitgebildet. Deshalb durfte auch der Satiriker Karl Kraus einen seiner stärksten und schärfsten Essays »Die Welt der Plakate« nennen. Indem er die mehr oder minder klug, mehr oder minder geschmackvoll, mehr oder minder aufdringlich, mehr oder minder grotesken Reklamemethoden in einer Art von Phantasmagorie als Welt für sich zeigt, übt er so bittere, aber tiefgehende Kritik an der Welt der »Wirklichkeit«.

Tagszuvor aber hat der Wiener Korrespondent geschrieben:

. . . . ein Autor, der Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' ist, hat gegen alle die Feindseligkeiten zu kämpfen, die diesem Blatte im Laufe der Jahre mit Recht oder Unrecht erwachsen sind. Der Wiener Bildungsmob teilt sich gegenwärtig in zwei Lager, in solche, die noch auf die ‚Neue Freie Presse', und solche, die schon ebenso blind auf Karl Kraus schwören, und die Literaten in solche, die sich mehr vor der ‚Neuen Freien Presse' und solche, die sich mehr vor Kraus fürchten. Solchen Leuten ist ein Autor und sein Werk ausgeliefert, namentlich ein neuer Mann, der noch keinen Auslandskredit hat und für den die Aufnahme, die er in Wien findet, fast ein Lebensschicksal bedeuten kann.

Es sollte mir außerordentlich leid tun, wenn der Glaube, den ich bei einem Teil des Wiener Bildungsmobs schon finde, und die Furcht, die ein Teil der Literaten vor mir hat, der Karriere des Herrn Sil Vara geschadet haben. Aber ich kann nur versichern, daß ich nichts dafür kann. Nie habe ich Wert darauf gelegt, den Wiener Bildungsmob den Armen der Neuen Freien Presse zu entreißen, ~~ich glaube, daß~~ er sich von dem, der auf die Frankfurter Zeitung schwört, nicht wesentlich unterscheidet, und mir, der nicht Machtbestände verrücken will, verwachsen Bildungsmob und Presse zu einem einzigen Vollbart, der auch das Antlitz eines Wiener Korrespondenten zieren kann. Auch die Ansichten dieses Ganz über mich sind geteilt, denn er hat mich ehedem in der Frankfurter Zeitung mit Lichtenberg verglichen und nennt mich jetzt einen Schmarotzer an Snobismus und Feigheit. Daß die Furcht vor mir noch keinem Literaten ~~Vorteil gebracht~~ hat, weiß jeder Literat. Furcht ist im Gegenteil eine Fährte, und jeder trachtet nicht so sehr mir aus dem Wege zu gehen, als mich aus seinem Weg zu bringen. Ich lege ja auch in der Tat viel weniger Wert darauf, daß die Herren mich grüßen, als daß sie keine Schweinereien ~~machen~~ Furcht ist so verfehlt wie Unerschrockenheit, ~~wenn sie~~ Wiener Briefe schreibt. Man kann auch furchtlos Dummheiten ~~begehen~~ Und ich werde es schon noch dahin bringen, daß die Herren, die das Ausland bedienen, so unreinen Mund über mich halten, wie die Landsleute. Das ist das weitaus Vernünftigste. Ich werde jede Verunreinigung des Bildes der Fackel in allen Einzelfällen nachsichtslos verfolgen. Die Behauptung, daß der halbe Bildungsmob auf mich so blind schwört wie der andere auf ein korruptes Tagblatt, wird von fremden Lesern zu der Vorstellung ergänzt, daß mein Werk ebenfalls ein Opfer an den Bildungsmob ist und ~~eine religiöse Einheit mit diesem~~ wie im andern »Lager«. Das ist eine leichtfertige Behauptung, die nur ein Journalist niederschreiben und ein Töpel glauben kann. Sie korrespondiert etwa mit jenem banalen Zweifel, der sich an die Tatsache meiner Vorlesung heftet und ~~in der Garderobe~~ den Kopf darüber schüttelt, wie ich derselben Schichte, deren Wesenheit mir die Erregung eingebe, Gestaltung vorlesen könne. Ach, diese Esoteriker, die nicht einmal die Qualität haben, Publikum zu sein, mögen mich nur schalten lassen. Ihnen, den einzelnen, könnte ichs nicht zu Gehör ~~bringen, aber~~ der Masse sage ichs ins Gesicht. Diese mag, wenns zu Ende ist, in Einzelne zerfallen, deren Urteil und ~~Gebärde~~ von neuem die Erregung rechtfertigt, aber im Saal schließen sie sich zu jener Hörfähigkeit, die meine Glosse weniger entbehren kann als das heute in ganz Deutschland erwartete Lustspiel. Zwischen Text und Vortrag wäre ein künstlerischer Widerspruch, wenn ich das täte, worauf der Dramenschreiber angewiesen: mein Werk von einem andern vorlesen zu lassen. Oder wenn ich irgendeinen der heute lesenden Autoren wäre, die ihre Sachen selbst vorlesen. Die, denen es gilt, hören gut zu. Schon manche, die ein Grauen überkam, sind im Zwischenakt ~~frech~~ geworden. Das ist mir recht, das Gesetz der Theaterwirkung ist erfüllt, und der Widerspruch ist nicht in mir. Der ~~Intellekt~~ soll sich nur melden. Was unter und trotz ihm mit nach Haus genommen wird, wirkt nach und stört späterhin Schlaf und Verdauung.

Die nächste, vor dem Sommer letzte Wiener Vorlesung wird am 20. Mai im Großen Beethovensaal stattfinden.

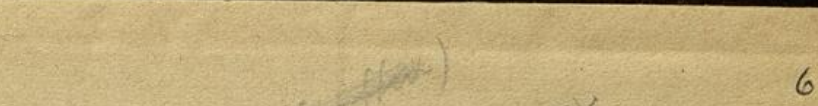
Die Ansichten der Frankfurter Zeitung über mich sind geteilt. Da läßt sie einen schreiben:

der ganze Hesse

ganze Horizont eines Menschen unserer Zeit .... ist durch die tausenderlei Anzeigen, Inserate und Plakate mitgebildet. Deshalb durfte auch der Satiriker Karl Kraus einen seiner stärksten und schärfsten Essays »Die Welt der Plakate« nennen. Indem er die mehr oder minder klug, mehr oder minder geschmackvoll, mehr oder minder aufdringlich, mehr oder minder grotesken Reklamemethoden in einer Art von Phantasmagorie als Welt für sich zeigt, übt er so bittere, aber tiefgehende Kritik an der Welt der »Wirklichkeit«.

Tagszuvor aber hat der Wiener Korrespondent geschrieben: .... ein Autor, der Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' ist, hat gegen alle die Feindseligkeiten zu kämpfen, die diesem Blatte im Laufe der Jahre mit Recht oder Unrecht erwachsen sind. Der Wiener Bildungsmob teilt sich gegenwärtig in zwei Lager, in solche, die noch auf die ‚Neue Freie Presse', und solche, die schon ebenso blind auf Karl Kraus schwören, und die Literaten in solche, die sich mehr vor der ‚Neuen Freien Presse', und solche, die sich mehr vor Kraus fürchten. Solchen Leuten ist ein Autor und sein Werk ausgeliefert, namentlich ein neuer Mann, der noch keinen Auslandskredit hat und für den die Aufnahme, die er in Wien findet, fast ein Lebensschicksal bedeuten kann.

Es sollte mir außerordentlich leid tun, wenn der Glaube, den ich bei einem Teil des Wiener Bildungsmobs schon finde, und die Furcht, die ein Teil der Literaten vor mir hat, der Karriere des Herrn Sil Vara geschadet haben. Aber ich kann nur versichern, daß ich nichts dafür kann. Nie habe ich Wert darauf gelegt, den Wiener Bildungsmob den Armen der Neuen Freien Presse zu entreißen, umsoweniger, als er sich von dem, der auf die Frankfurter Zeitung schwört, nicht wesentlich unterscheidet, und mir, der nicht Machtbestände verrücken will, verwachsen Bildungsmob und Presse zu einem einzigen Vollbart, der auch das Antlitz ~~eines~~ Wiener Korrespondenten/zieren kann. Auch die Ansichten dieses Ganz über mich sind geteilt, denn er hat mich ehedem ~~in der Frankfurter Zeitung~~ mit Lichtenberg verglichen und nennt mich jetzt eigentlich einen Schmarotzer an Snobismus und Feigheit Daß die Furcht vor mir noch keinem Literaten bei mir genützt hat, weiß jeder Literat. Furcht ist im Gegenteil eine Fährte, und jeder trachtet nicht so sehr mir aus dem Weg zu gehen, als mich aus seinem Weg zu bringen. Ich lege ja auch in der Tat viel weniger Wert darauf, daß die Herren mich grüßen, als daß sie keine Schweinereien ~~begehen~~/ Furcht ist so verfehlt wie Unerschrockenheit, die Wiener Briefe schreibt. Man kann auch furchtlos Dummheiten ~~machen~~/ Und ich werde es schon noch dahin bringen, daß die Herren, die das Ausland bedienen, so unreinen Mund über mich halten, wie die Landsleute. Das ist das weitaus Vernünftigste. Ich werde jede Entstellung und Verunreinigung des Bildes der Fackel in allen Einzelfällen nachsichtslos verfolgen. Die Behauptung, daß der halbe Bildungsmob auf mich so blind schwört wie der andere auf ein korruptes Tagblatt, wird von fremden Lesern zu der Vorstellung ergänzt, daß mein Werk ebenso ein Opfer an den Bildungsmob ist und hier eine ähnliche Intimität besteht wie im andern »Lager«. Das ist eine leichtfertige Behauptung, die nur ein Journalist niederschreiben und ein Tölpel glauben kann. Sie korrespondiert etwa mit jenem banalen Zweifel, der sich an die Tatsache meiner Vorlesungen heftet und den Kopf darüber schüttelt, wie ich derselben Schichte, deren Wesenheit mir die Erregung eingebe, die Gestaltung vorlesen könne. Ach, diese Esoteriker, die nicht einmal die Qualität haben, Publikum zu sein, mögen mich nur schalten lassen. Ihnen, den einzelnen, könnte ichs nicht vorlesen, aber mir selbst bringe ichs zu Gehör/der Masse sage ichs ins Gesicht. Diese mag, wenn ~~es zu Ende~~ ist, in Einzelne zerfallen, deren Urteil und Tonfall von neuem die Erregung rechtfertigt, aber im Saal schließen sie sich zu jener Hörfähigkeit, die meine Glosse weniger entbehren kann als das heute in ganz Deutschland erwartete Lustspiel. Zwischen Text und Vortrag wäre ein künstlerischer Widerspruch, wenn ich das täte, worauf der Dramenschreiber angewiesen ist: mein Werk von einem andern vorlesen zu lassen. Oder wenn ich irgendein anderer der heute lebenden Autoren wäre, die ihre Sachen selbst vorlesen. Die, denen es gilt, hören gut zu. Schon manche, die ein Grauen überkam, sind dann im Zwischenakt intelligent geworden. Das ist mir recht, das Gesetz der Theaterwirkung ist erfüllt, und der Widerspruch ist nicht in mir. Die Chuzpe soll sich nur melden. Was unter und trotz ihr mit nach Haus genommen wird, wirkt nach und stört späterhin Schlaf und Verdauung.



Die Ansichten der Frankfurter Zeitung über mich sind geteilt. Da läßt sie einen schreiben:

»... der ganze Horizont eines Menschen unserer Zeit .... ist durch die tausenderlei Anzeigen, Inserate und Plakate mitgebildet. Deshalb durfte auch der Satiriker Karl Kraus einen seiner stärksten und schärfsten Essays »Die Welt der Plakate« nennen. Indem er die mehr oder minder klug, mehr oder minder geschmackvoll, mehr oder minder aufdringlich, mehr oder minder grotesken Reklamemethoden in einer Art von Phantasmagorie als Welt für sich zeigt, übt er so bittere, aber tiefgehende Kritik an der Welt der »Wirklichkeit«.

Tagszuvor aber hat der Wiener Korrespondent geschrieben: .... ein Autor, der Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' ist, hat gegen alle die Feindseligkeiten zu kämpfen, die diesem Blatte im Laufe der Jahre mit Recht oder Unrecht erwachsen sind. Der Wiener Bildungsmob teilt sich gegenwärtig in zwei Lager, in solche, die noch auf die ‚Neue Freie Presse', und solche, die schon ebenso blind auf Karl Kraus schwören, und die Literaten in solche, die sich mehr vor der ‚Neuen Freien Presse', und solche, die sich mehr vor Kraus fürchten. Solchen Leuten ist ein Autor und sein Werk ausgeliefert, namentlich ein neuer Mann, der noch keinen Auslandskredit hat und für den die Aufnahme, die er in Wien findet, fast ein Lebensschicksal bedeuten kann.

Es sollte mir außerordentlich leid tun, wenn der Glaube, den ich bei einem Teil des Wiener Bildungsmobs schon finde, und die Furcht, die ein Teil der Literaten vor mir hat, der Karriere des Herrn Sil Vara geschadet haben. Aber ich kann nur versichern, daß ich nichts dafür kann. Nie habe ich Wert darauf gelegt, den Wiener Bildungsmob den Armen der Neuen Freien Presse zu entreißen, umsoweniger, als er sich von dem, der auf die Frankfurter Zeitung schwört, nicht wesentlich unterscheidet, und mir, der nicht Machtbestände verrücken will, verwachsen Bildungsmob und Presse zu einem einzigen Vollbart, der auch das Antlitz des Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung zieren kann. Auch die Ansichten dieses Ganz über mich sind geteilt, denn er hat mich ehedem mit Lichtenberg verglichen und nennt mich jetzt eigentlich einen Schmarotzer an Snobismus und Feigheit. Daß die Furcht vor mir noch keinem Literaten bei mir genützt hat, weiß jeder Literat. Furcht ist im Gegenteil eine Fährte, und jeder trachtet nicht so sehr mir aus dem Weg zu gehen, als mich aus seinem Wege zu bringen. Ich lege ja auch in der Tat viel weniger Wert darauf, daß die Herren mich grüßen, als daß sie keine Schweinereien machen. Furcht ist so verfehlt wie Unerschrockenheit, die Wiener Briefe schreibt. Man kann auch furchtlos Dummheiten begehen. Und ich werde es schon noch dahin bringen, daß die Herren, die das Ausland bedienen, so unreinen Mund über mich halten, wie die Landsleute. Das ist das weitaus Vernünftigste. Ich werde jede Entstellung und Verunreinigung des Bildes der Fackel in allen Einzelfällen nachsichtslos verfolgen. Die Behauptung, daß der halbe Bildungsmob auf mich so blind schwört wie der andere auf ein korruptes Tagblatt, wird von fremden Lesern zu der Vorstellung ergänzt, daß mein Werk ebenso ein Opfer an den Bildungsmob ist und hier eine ähnliche Intimität besteht wie im »andern Lager«. Das ist eine leichtfertige Behauptung, die nur ein Journalist niederschreiben und ein Tölpel glauben kann. Sie korrespondiert etwa mit jenem banalen Zweifel, der sich an die Tatsache meiner Vorlesungen heftet und den Kopf darüber schüttelt, wie ich derselben Schichte, deren Wesenheit mir die Erregung eingebe, die Gestaltung vorlesen könne. Ach, diese Esoteriker, die nicht einmal die Qualität haben, Publikum zu sein, mögen mich nur schalten lassen. Ihnen, den einzelnen, könnte ichs nicht vorlesen, aber mir selbst bringe ichs zu Gehör und der Masse sage ichs ins Gesicht. Diese mag, wenn es vorüber ist, in Einzelne zerfallen, deren Urteil und Tonfall von neuem die Erregung rechtfertigt, aber im Saal schließen sie sich zu jener Hörfähigkeit, die meine Glosse weniger entbehren kann als das heute in ganz Deutschland erwartete Lustspiel. Zwischen Text und Vortrag wäre ein künstlerischer Widerspruch, wenn ich das täte, worauf der Dramenschreiber angewiesen ist: mein Werk von einem andern vorlesen lassen. Oder wenn ich irgendein anderer der heute lebenden Autoren wäre, die ihre Sachen selbst vorlesen. Die, denen es gilt, hören gut zu. Schon manche, die ein Grauen überkam, sind dann im Zwischenakt intelligent geworden. Das ist mir recht, das Gesetz der Theaterwirkung ist erfüllt, und der Widerspruch ist nicht in mir. Die Chuzpe soll sich nur melden. Was unter und trotz ihr mit nach Haus genommen wird, wirkt nach und stört späterhin Schlaf und Verdauung.